

Die Attacken des Herrn Qualtinger

Ein großer Schauspieler
aus Wien

Von Klaus Geitel



Zum ersten Male kam er vor kurzem die Donau heraufgestrudelt nach Deutschland und ging auf große Fahrt von Stadt zu Stadt — Wiens böser Liebling, der bittere Helmut Qualtinger, ein Trumm von einem Kerl von Doppel- oder beinahe Tripelzentnerschwere, vorderlastig, mit mächtigem Doppelkinn. Ein Kopf wie eine Quappe. Aggressiver Speck. Blitze-Auglein. Gefährliche, höchst kontrollierte Nonchalance. Geistige Straffheit, kaschiert mit Fett. Ein unbehaglicher Gast.

Ein großartiger Gast. Ein Phänomen, wie es ausgestorben schien. Ein Monument von einem Mimen, ein Komödiant von Walfischformat. Ein Virtuose des Zungenschlags. Ein Künstler im Einpendeln in die verschiedenartigen Charaktere. Er kommt vom Kabarett, hat es aber inzwischen geistig und künstlerisch weit hinter sich gelassen. Er ist eines der Wahrzeichen der Stadt geworden, das fest auf dem Sockel seiner Leistungen ruht — und obwohl sich viele Hände fleißig mühen und immer mühen werden, es herabzustürzen: Qualtinger kann nur noch in den Weltruhm stürzen. Seine Aufnahmen gehören zu den bedeutendsten, den formvollendeten, die es unter den Sprechplatten gibt. Sie greifen an. Sie provozieren. Sie provozieren Bewunderung.

Seine Anfänge sind verhältnismäßig harmlos, würziges Kabarett, amüsant, unterhaltend, wohlpointiert. Nicht mehr und nicht weniger. Mit Vergnügen hört man Qualtingers Nummern zu, ob er nun „singt“ oder spricht. Sie tragen noch nicht seine Handschrift. Der eigentliche Qualtinger-Ton, die Qualtinger-Nuance kündigt sich nur versteckt an.

Er nimmt — Text und Musik von Gerhard Bronner — die Marlon-Brando-Masche auf die Hörner mit dem Chanson „Der Halbwilde“. Er singt urkomisch, aber das Thema ist seine Sache nicht, es geht ihm im Grunde nichts an. Er braucht längeren Auslauf. Er muß einen Charakter auf die Beine stellen, einer ganzen Epoche unter die Haut kriechen können. Das ist sein Gebiet. Und er erobert es sich.

Schon mit dem Dialog, den er selbst schrieb, „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben“, ist er ihm nah. Zwei alte Schmie-

renkomödianten brabbeln miteinander am Abschminktisch. Sie fegen den Kehrriech ihres Lebens zusammen zu attraktiven Häufchen. Versager sind sie, beide. Aber sie versagen es sich nicht, einander etwas vorzumachen. Und auch sich selber. Sie salbadern, sie rasonnieren in den höchsten, den falschesten Tönen. Sie singen das hohe Lied auf die Provinz, zu der sie verdammt sind, auf die schaurige Kunstferne, die dort herrscht. Auf dem Kothurn des Mimen wanken sie einher, dem die Nachwelt keine Kränze flechten wird. Es ist ein makabrer Dialog. Schauerlich klingt der hohle Bombast aus ihren Worten. Der Menschheit Würde, die, dem Dichterwort zufolge, in ihre Hand gegeben ist — sie haben sie sich längst abgeschminkt. Zwei gestrandete Existenzen, aufgelaufen auf den Sandbänken der Kunst, blickten trüb in den Spiegel — und spielen sich etwas vor. Fadenscheinig ist der Purpur ihrer donnernden Erfolge, mit dem sie sich schmücken. Und einer reißt dem anderen stets den letzten welken Lorbeer von der Stirn. Rivalen — bis zum bitteren Ende.

Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll über die Szene. Sie wächst unentwegt von der Burleske ins Reich der Tragik hinüber, pendelt hin und her, ist aberwitzig eingefangen im hochpathetischen Bühnenjargon dritter Güte, lispelnd und knarrend. Sentimentalität und Scheinheiligkeit mischen sich darin, Selbstbeweihräucherung und das verdammte Selbstmitleid. Und der Hochmut der verkannten Genies, Geltungsdrang, Dummheit — und Verzweiflung. Eine hochexplosive Mischung.

Qualtinger hat sie später donnernd zur Entzündung gebracht in seinem berühmten Monolog „Der Herr Karl“. Das Stück, von Carl Merz gemeinsam mit Qualtinger geschrieben, gleicht einer Kernbelichtung menschlicher Schabigkeit. Die zeitgenössische Kunst — hier nimmt sie sich einmal des Zeitgenossen an, des „Ewigen Zeitgenossen“, des Mitläufer-Typs aus dem Kramladen der Geschichte. Qualtinger und Merz entwerfen sein Porträt — mit bösem Furor. Es ist von sprechender Ähnlichkeit, so ähnlich, daß nun wieder Qualtingers Zeitgenossen gegen ihn rebellierten. Sein „Herr Karl“ ist der berühmte „Mann von der Straße“, der „Volks-

genosse“, der sich schandbar-behaglich einrichtet in unserer Zeit, ein scheinheiliger Scharotzer, zu jedem Mißbrauch der Macht, die ihm verliehen ist, bereit aber auch, sie emsig zu bemänteln.

Eine geistige Amöbe, ein Wechseltierchen mit wechselnder Gesinnung, das das Gras wachsen hört, aber nur wenn es ihn danach als Futter verlangt. Ein Biedermann, ein Anbiedermann, grantig und gemein, wenn er zeitweilig die Oberhand behält, jämmerlich und triefend vor Selbstmitleid, wenn seine Charakterlosigkeit ihn unversehens in den Schlamassel hineingezogen hat. Virtuos zeichnet Qualtinger diesen Charakter, der keinen hat.

Er entwirft ein Zeitbild — aus der Kramladenperspektive. „Der Herr Karl“ durchlebt im Monolog über dreißig Jahre österreichischer Geschichte. Betrug der Historie wird ausgebreitet. Hingesudelt, vom Kleinhirn allein konzipiert, wird das Fazit aus schrecklichen Jahren gezogen. Ein Fazit, das gleich Null ist. Nichts gelernt hat „Der Herr Karl“ in all diesen Jahren — eine grausige Perspektive.

Überhaupt — mit dem Exportartikel des „Weaner Charme“ räumt Qualtinger gründlich auf. Das Lachen bleibt einem im Halse stecken, das Lächeln selbst gefriert um die Mundwinkel. Unappetitlich vor Lebenslichkeit ist das Konterfei, das Qualtinger von seinen Landsleuten malt. Und nicht nur von ihnen. Auch nördlich der Grenzen Österreichs ist dieser Typ, den er darstellt, hinreichend und schrecklich bekannt: die Mitläufer, die sich stets bemühen, mit der Zeit im gleichen Schritt und Tritt zu marschieren, selbst wenn sie anderen dabei auf die Füße traten oder über Leichen gingen.

Über Leichen, versteht sich, geht der Herr Karl nicht. Er schlurft durch die Zeit. Kein böser Mensch an sich, nur ein allzu bequemer. Seine einzige Aktivität scheint er da zu entfalten, wenn es gilt, sich Entschuldigungen zu erfinden. Ein schwerleibiger Widerling, dem es recht wohl um das Herz ist, wenn die Gemeinheit sich breit macht. Das Monument des Mittelmäßes.

Qualtinger lebt den Typ aus. Er leuchtet hinein in die finstersten Ecken dieses Charakters. Er studiert, fast mit wissenschaft-

lichem Interesse und voller Akratie seine Winkelzüge. Er spießt ihn auf. Er läßt ihn nicht aus den Fängen. Er verfolgt ihn durch die Jahrzehnte. Rückblickend blickt er zurück auf die Jahre der Inflation, der Arbeitslosigkeit, des Schiebertums, auf den Anschluß Österreichs an „das Reich“, an die Judenverfolgungen, Schikanen, den Krieg und die Not des Nachkriegs, an die Zeit der Besatzung. Und immer ist „der Herr Karl“ mit dabei.

Natürlich nicht an der Spitze, dazu ist er zu träge, aber doch mitten drin in der Masse. Fast klingt Qualtingers Monolog wie eine Warnung: Achtung! Die Herren namens Karl — sie sind unter uns.

Hat Qualtinger hier seinen unverwechselbaren Ton, so findet er für die Interpretation von Auszügen aus Karl Kraus' Riesen-Szenarium „Die letzten Tage der Menschheit“ tausend Töne, tausend gespenstische. Qualtinger entpuppt sich als „der Mann mit den tausend Zungen.“ Mit seinem Mund redet das Kaiserreich, das Habsburgische, kurz vor dem Verfall. Alle Schichten, alle Stände kommen zu Wort, erhalten den rechten Zungenschlag, reden auf ihre akkurate Weise: Männer, Frauen, Kinder. Das ist zunächst einmal eine Virtuosenleistung, wie man sie nur selten zu hören bekommt.

Wie ein Vorspiel zum „Herrn Karl“ klingen die Texte, und es ist auch ein Vorspiel, rein zeitlich gesehen. Für Qualtinger aber ist diese Aufnahme sicherlich ein Höhepunkt seiner Karriere. Das k. u. k. Offizierskorps meckert einher, es blöden die Hofräte, der ranzige Adel schleicht durch's Palais, man zwingt sich in Uniformen, Betrunkene lallen, Schieber lassen ihren öden Jargon lässig im Munde zergehen. Die Vortragsmimin blökt vor nationaler Ergriffenheit; Sturheit und Demut, Mitleid und Haß, Dummheit und Besserwisseri tanzen den Reigen. Priester feuern Kanonen ab, die Franzin kellnerieren devot. Die Menge brüllt in patriotischem Widersinn.

Karl Kraus entrollt breit das Panorama der letzten Tage der Menschheit, die damals anbrachen und noch immer auf dem Kalender stehen: ein Satiriker sondergleichen, ein Zeitkritiker sondergleichen, ein großer Stilist, der dem Volke auf's Maul geschaut. Und keine Nuance, keine Schattierung läßt Qualtinger aus. Ein Lebensalter nach dem Zerfall der Monarchie zeichnet er akustisch, phonetisch bis in die feinsten, die abenteuerlichsten Verästelungen des Sprachduktus nach — des Volkes und den der Personen von Stand.

Er springt aus dem Stand in die unzähligen Rollen, die ihm Karl Kraus bietet. Blitzlichthaft, in einem Satz, charakterisiert er die Menschen. Er braucht nur den Mund aufzumachen — schon stehen sie da und traben umher, jeder eingestuft seiner Herkunft nach, seiner Stellung, seiner Bildung, sozial eingeordnet, geographisch. Ein klingender Völkerkundeatlas — Qualtinger schlägt ihn auf, ein Gesichtsbuch voller ätzend erzähl-

ter Geschichten. Wie alles kam, wie alles war — hier erfährt man's auf's i-Tüpfelchen genau. Eine bittere Lektion, so amüsant sie sich manchmal auch anhört.

Dieses Einschwingen in den Geist einer bestimmten Epoche — das ist Qualtingers Stärke; seine Kulturkritik, basierend auf Kulturkenntnis. Hinzu tritt die Virtuosität des Sprechers, die Vehemenz des Mimen. Nun kann er sich an eine der größten Rollen des österreichischen Theaters wagen, die vor ihm noch keiner aus dem Wort gestaltete, eine Rolle, tief eingebettet wiederum in den Geist des alten Österreich, nun allerdings in eine seiner edelsten Epochen, die Zeit Maria Theresias. Qualtinger übernimmt die Rolle des Barons Ochs auf Lerchenau in einer gesprochenen Gesamtaufnahme des „Rosenkavalier“ von Hugo von Hofmannsthal, der „Komödie für Musik“ also, die Richard Strauss komponierte und die unter seinem Namen vor allem Weltberühmtheit erlangte. Hier rezipiert man sie vom Blatt, ohne Musik, den reinen Text, die reine Dichtung, das bezauberndste Libretto, das es je gab. Die Aufnahme ist ein Ereignis.

Wenn man auch etwas zögernd zunächst die Nadel aufsetzt, die Klänge des Strauss'schen „Rosenkavalier“ im Ohr, so wird man doch auf Anhieb gefangen und verzaubert von dem Charme des Werkes, das Strauss ins Monumentalformat der Komödie steigerte, ihren Schmelz verhärtend. Die erste Szene gleich, die zwischen der Marschallin und Oktavian im Boudoir der Fürstin Werdenberg, ist von taumelnder, beseligender Zartheit — eine der schönsten Szenen der Aufnahme.

Käthe Gold spricht die Marschallin — und zwar so wie sie gespielt werden muß: als kannte sie nicht den Schluß des Stückes. Da gurrts das Lachen hoch, geflüsterte Zärtlichkeiten huschen hin und her, die Intimität ist vollkommen wie das Glück dieses tafrischen Morgens. Sonne liegt über der Szene, klingt mit in den Stimmen, die nicht erst tief Luft zu holen brauchen, um zu phrasieren. Ein töndendes Bild ist es, hingetuschtes wie von Fragonard.

Und Oktavian? Er hat sich natürlich befreit aus der Sopranpartie der „Hosenrolle“. Er ist ein richtiger junger, sehr junger Mann. Der Gewinn ist unendlich groß. Aus Künstlichkeit erwächst neue Natürlichkeit. Erst jetzt „stimmt“ das Stück im Sinne Hofmannsthal's. Und hinzu kommt, daß Albert Ruedrecht die vielfachen Wandlungen des Grafen Rofrano, vom Liebhaber über das „bewußte Mariandl“ bis zum Liebenden mit zartem Adel und feinem Witz spricht, der Poesie des Stückes ebenso aufgeschlossen wie seinen Humoren. In ihm hat die große Käthe Gold den ebenbürtigen Partner gefunden.

Qualtinger gibt den Ochs — und zwar grandios, mit derber Feinheit. Ein großer Herr auch er, wenn auch aus der Provinz, die man sich, was den Adel betrifft, doch nicht so kulturfremd vorstellen muß wie heut-

zutage. In seinem Mund bekommt das Wort rechten Sinn; wenn er von sich sagt: „Doch Gott sei Lob, man kennt in hiesiger Stadt den Mann, der vor ihm (Oktavian) steht, halt bis hinauf zur Kaiserlichen Majestät! Man ist halt was man ist, und braucht's nicht zu beweisen.“

Qualtinger, im Gegensatz zu den meisten singenden Darstellern des Ochs, braucht es wirklich nicht zu beweisen. Er ist ein Mann, in dessen Wesen sich Feinheiten und Raffinessen auf höchst individuelle Art mischen, ein Hofmann auch, der — wie man weiß — der Fürstin Bröche Tag für Tag seine Aufmerksamkeit gemacht hat „da sie im Bad gesessen ist.“ Kein Grobian und kein Tolpatsch, kein Tropf: eine Standsperson, die immerhin von der Fürstin und Oktavian als gleichrangig akzeptiert wird, auch wenn sie sich über ihn lustig machen.

So spielt ihn Qualtinger — und rückt damit das Stück zurecht, rückt es kulturhistorisch zurecht im Sinne Hofmannsthal's. Man kann ihm nur dafür danken. Sicherlich — diese Aufnahme sollte jedes Theater vor der Einstudierung des Strauss'schen „Rosenkavalier“ in Zukunft allen Mitwirkenden oft und oft vorspielen. Vielleicht mag es dazu beitragen, die eingefahrenen Klischee-Auführungen aus den Banden allmählich öder Regie-Konventionen zu befreien.

Und natürlich auch: kaum hat man die Sprecheraufnahme zu Ende gehört, greift man zur Aufnahme des „Rosenkavalier“ von Richard Strauss. Und man hört ihn mit neuen Ohren. Die Sprecheraufnahme hebt die Musikaufnahme — jetzt erst spürt man richtig Strauss' geniale Musikdramaturgie —, aber auch das Umgekehrte ist der Fall: dort nämlich, wo die Musik den Text deutlich vergrößert. Der gesprochene „Rosenkavalier“ ist das Musterbeispiel einer Sprecheraufnahme: sie eröffnet neue Perspektiven am laufenden Band. Man endet nicht, ihnen nachzusinnen.

DISKOGRAPHIE:

Hugo von Hofmannsthal, Der Rosenkavalier

Regie: Rudolf Steinboeck
Käthe Gold, Helmut Qualtinger, Aglaja Schmid,
Albert Ruedrecht, Hermann Thimig u. a. — Ver-
bindende Worte: Leopold Rudolf

Electrola E 80 777/78 mono 42,— DM

Karl Kraus, Die letzten Tage der Menschheit

Szenen, gesprochen von Helmut Qualtinger

Electrola ASD LW 9 25,— DM

Helmut Qualtinger/Carl Merz

Der Herr Karl: eine Satire auf Mitläufer. Sprecher:
Helmut Qualtinger

Electrola ASD LW 1 25,— DM

Hackl vor'm Kreuz

Unser guter Kaiser ... (Bronner) / Selbst ist der
Mann (Bronner-Wehle) / Der Menschheit
Würde ist in eure Hand gegeben (Qualtinger)

Electrola, 17 cm, KW 27, 8,— DM

Rhapsodie in Halbstarke

Der Papa wird's schon richten / Der Halbwilde /
Weil mir so fad ist ... / Der g'schuppte Ferdi
(Bronner)

Electrola, O 41 441, 8,— DM

ROCO
TAP
ASCO

DIE GROSSEN SÄNGER
DER BEDEUTENDEN SOLISTEN
DER SCHALLPLATTENGESCHICHTE
in historischen Aufnahmen

Selten gespielte Werke auf Langspielplatten
darunter viele bisher nicht auf Schallplatten
veröffentlichte Werke

Prospekte in Ihrem Fachgeschäft oder bei

CONSONITON · 59 Siegen · Koblenzer Straße 146

